

Eugen Bollinger (*1907 - +1967)

Verheiratet mit Anny Mussato (*1912 - + 1977)

Abschrift ab Tonbandaufzeichnung, beginnend am 5. Jan 1967, 6 Wochen bevor Eugen Bollinger starb, Mundart besprochen.

Ich möchte mich zuerst vorstellen, ich bin der Bollinger Eugen geboren am 01. Dez. 1907 mit meiner Frau Anny geborene Mussato, am 23. Aug. 1912 geboren. Man sagt mir auch Kübler Eugen oder Gärtli Eugen – erstens weil mein Vater Kübler und Küfer war und zweitens weil ich im Gärtli zu Hause bin.

Dass ich nicht dem Teufel ab der Landwig fiel, wie man es nach einem alten Sprichwort sagt, das will ich jetzt erzählen.

Mein Grossvater väterlicherseits stammt vom Konrad Bollinger, Bahnwart und meine Grossmutter heisst Margareta geborene Schneider. Die Grosseltern mütterlicherseits sind Heinrich Roost, Gfraters, Kiesmacher und Landwirt und die Agnes, geborene Rohrbasser. Meine Eltern waren Nachbarskinder, beide wuchsen im Wiesental auf. Mein Vater ist der Heinrich Bollinger, Kübler, 1873 bis 1933. Meine Mutter ist Maria Magdalena Roost, 1873 bis 1944.

Der Bau des Hauses meines Vaters im Klösterli kam 1900 auf 12'000 Fr zu stehen. In diesem Haus kam ich am 01. Dez. 1907 auf die Welt, als fünftes von sechs Kindern – 2 Söhne und 4 Töchter. Man überlegte sich, ob man mich nicht auf den Mist werfen sollte, so gering war ich. Dazumal war die Kindersterblichkeit eben noch recht gross. Ich denke an den grossen Kinderfriedhof, der das Plateau vor der Kirche belegte.

Ich besuchte die Gfätterlschule, nachher sechs Jahre die Elementar- und dann die Realschule. Als Schulbube musste ich melken, mähen, in der dritten Realschule an den Samstagnachmittagen Wellen machen im Tal. Zuerst einen Lebhag abhauen, es hatte noch ein paar Eschen drin. Den ganzen Winter durch machte ich so 300 Wellen. Einmal sagte mir der Randenförster: „für so einen jungen Bub machst du mir ganz schöne Wellen.“

Und weil man, als die zwei Jahre Realschule um waren, nicht wusste, was aus mir werden sollte, bin ich noch ein Jahr länger in die Schule gegangen. Anschliessend begann ich bei +GF+ eine Schlosserlehre.

Der Übergang von der Schule war für mich – der ja vom Land kam – ein Schritt in eine andere Welt. Da waren viele aus der Stadt darunter, die wussten aufzutreten, ich stand da, so wie ein Tschumpel. In der Firma hatte es eine Lehrwerkstatt mit ungefähr 50 Lehrlingen beieinander. Das war für mich besonders gut, diese Umgebung gab mir etwas Mut. Ich machte dann die Lehre, bestand die Prüfung, allerdings nicht ganz im ersten Rang. Ich muss gestehen, dass ich ziemlich vieles dabei selbst verschuldet habe.

Nach der Lehre fehlte mir dann allerdings der Mut, als ich mich, als ausgebildeter Schlosser, nicht getraute in die Fremde zu gehen.

Aber zuerst musste ich in die Rekrutenschule. Nachher konnte ich bei +GF+ weiterarbeiten, ich durchlief verschiedene Abteilungen. Ich arbeitete auf Dieselmotoren, die man für die Maschinenfabrik Augsburg Nürnberg in Lizenz fertigte. So wie ich mich erinnere, leisteten diese Motoren 1500 PS. Dann fertigten wir Flachsatzmaschinen für Buchdruckereien und Rotationspressen. Dazwischen montierte ich auch hydraulische Autoheber, Mostpressen und Dreschmaschinen, es war recht vielseitig. Zuletzt arbeitete ich dann noch auf Holzbearbeitungsmaschinen.

Nach der Übernahme der Firma Leila aus Basel samt Belegschaft musste ich, als junger Schlosser, weichen und wurde in die Spenglerei versetzt. Dort musste ich allerhand Zeugs machen, geschadet hat es mir nicht. Es hatte in der Elektroschweisserei gute Schweisser, die jedoch keine Berufsausbildung hatten. Ich wurde gefragt, ob ich nicht dort arbeiten wolle und dafür Sorge, dass sie nicht einen Kabis zusammenschweissen, sie konnten natürlich die Zeich-



Bild von 1963

nungen nicht lesen. Ich wurde dann zusätzlich zu BBC nach Baden geschickt um dort einen 12-tägigen Schweisserkurs zu machen.

In diesen drei Jahren musste ich jede Woche, zwei Mal mittags, zum Halsspezialisten um den Hals auszupinseln. Wieso war das? Damals hatte man natürlich noch nicht die guten Elektroden wie heute. Und auch keine Ventilatoren, es war ein Zugloch mit Naturboden, ich war ständig erkältet mit Halsentzündungen. Ich liess mir die Mandeln operieren, das aber half nichts. Dann sagte ich dem Doktor, er soll mir ein ärztliches Zeugnis schreiben, ich könnte doch etwas anderes machen. Darauf wurde ich in die Anreisserei versetzt.

Es kamen die Krisenjahre – es folgte wieder die Herumschupferei, weil ich mich allenthalben etwas auskannte. Wenn einer ins Zuchthaus musste, dann hiess es, der Bollinger Eugen kennt sich da auch aus, wir holen den. Dann musste ich da einspringen. Wenn einer in der Kontrolle krank war, holte man auch mich. Bis ich jeweils wieder im Zeugs drin war, hatte ich jedes Mal eine Lohneinbusse. Auch musste ich wieder zum Schweissen oder sonst x-etwas. So wurde ich wieder eine Zeit lang hin und her geschupft. Das war mir dann einfach verleidet und ich sagte, ich mache das nicht mehr, ihr habt den Nutzen und zahlt mir nicht einmal eine Zulage. Darauf bin ich dann in der Anreisserei geblieben.

Schlussendlich kam ich auf 42 Dienstjahre bei +GF+. Jetzt liege ich zu Hause – todkrank.

Die Anreisserei war eine kleine Abteilung, wir waren so 6 bis 7 Mann. Es ergab sich, dass von dieser Belegschaft zwei Drittel Ausländer waren. Wir haben eigentlich nur eine Kontrollfunktion, wir übertragen die Zeichnung auf das Gussstück, wir geben der Produktion an, wieviel sie wegfräsen oder weghobeln sollen. Wir waren eigentlich eine unproduktive Gesellschaft. Wenn man keine Späne wegnimmt, dann sagt man doch, der hat ja nichts getan. Auch mein Schwiegervater sagte mir jeweils, das was du da tust, ist doch nichts.

Ein Lumpenstückchen aus dieser Zeit möchte ich doch noch festhalten. Um 1930, in der Anfangszeit der Fabrikation von automatischen Spulenwechslern für Webstühle musste man natürlich diese Apparate ausprobieren. Es gab einen Websaal, dort hat man drauflos gewoben. Es gab natürlich einen Anfall von Stoffen, die man kaufen konnte. Klar, es hatte Webfehler wenn so ein Apparat noch nicht richtig gespielt hatte oder dann war wieder ein Stück vollgeschmiert mit Fett oder schräggewoben – darum erhielt man es auch billig – so 40 Rappen pro Meter.

Da habe ich natürlich meine Mutter gefragt: „Willst Du auch solchen Stoff?“. „Wowoll, natürlich wenn er so billig ist“. Ich ging dann auch in den Websaal und kaufte 10 Meter. Man gab ihn mir mit Packpapier, einpacken musste man es dann selbst.

Und jetzt, wo ich an meinen Arbeitsplatz zurückkam, da ist mein Nebendarbeiter – der Adolf Jehle – seine Mutter war übrigens auch eine Beringerin, man sagte ihr d'Schmälzli-Marie – item, wo er mich mit dem Stoff daher kommen sah, sagte er „Eugen, wieviel Stoff hast Du gekauft?“ Ich sagte dann 10 Meter. Dann nahm er mir das Paket weg, legte es auf den Boden und sagte: „jetzt messen wir doch einmal nach“. Es waren genau 10 Meter. Er sagte zu mir: „Du bist doch der grösste Tölpel, den ich je sah“.

Er fragte mich: „Braucht deine Mutter nicht noch mehr Stoff, das ist ja nicht viel Geld“. Ich sagte: „Natürlich kann sie noch mehr brauchen, aber ich getraue mich nicht, noch mehr zu kaufen.“ „Gut, dann gehen wir miteinander und kaufen auf meinen Namen nochmals 10 Meter, du musst dann schauen, wieviel ich daher bringe“. Dann hielten wir den Stoff mit beiden Händen und den Meterstab daneben, „so jetzt wird hin- und hergefahren und gezählt“. Er hat die Arme weiter und weiter auseinandergetan. Und wenn wieder so ein Dreckfleck oder Webfehler hervor kam, sagte er dem Magaziner: „Dummer Dreck, wird nicht gezählt, nein“. Item, als wir wieder am Arbeitsplatz zurück waren und das Zeug ausgemessen haben, hatten wir zwischen 16 und 17 Meter Stoff. Gezahlt hatten wir aber nur 10 Meter. Wieder so ein Stückchen, das wir geleistet haben.

Hinweis zum Begriff Anreissen: Der Abtrag (Zerspanung) auf den zu bearbeitenden Flächen (mit Materialzugabe) der Gusswerkstücke muss überall etwa gleich sein. Die Aufgabe des Anreissers ist diese Verteilung mit der Reissnadel zu markieren.

Meine Frau Anny Bollinger – Mussato

Ja, jetzt, als ich alle diese Bänder gehört habe, schäme ich mich, ich habe nur von mir erzählt. Vieles wäre nicht möglich gewesen, wenn ich nicht die Hilfe von Anny, also meiner Frau, gehabt hätte. Da möchte ich auch von ihr etwas erzählen. Am 23. August 1912 ist sie als älteste Tochter von 6 Kindern auf die Welt gekommen.

Die Eltern von Anny sind mit 14 Jahren aus Oberitalien in die Schweiz eingewandert. Sie konnten sich damals allerdings noch nicht. Der Vater, Urbano Mussato und die Mutter Olinda Zangirolami kamen aus der Provinz Verona. Beide wehrten sich hier und arbeiteten. Als sie starben, der Vater mit 52 Jahren, die Mutter ist etwas älter (61 Jahre) geworden, hatten sie ein Haus und dazu noch einen Acker von 40 Aaren. Dazu kauften sie sich ein, sie sind Schweizerbürger geworden, was nochmals Geld kostete.

Schon als kleines Schulmädchen musste Anny auf ihre Geschwister aufpassen, musste jeweils das Mittagessen wärmen, dazu noch Botengänge für die Nachbarn machen. Warum? Weil eben auch die Mutter in die Stadt zur Arbeit gegangen ist, nicht nur der Vater. Sofort nach Schulaustritt hiess es auch Geld verdienen. Anny begann dann in der Tuchfabrik, das war 1927. Sie blieb bis 1938, also noch drei Jahre während unserer Ehe.

Nachher blieb meine Frau während 16 Jahren zu Hause. Heija, es hat dann den Haushalt gemacht, hat genäht, sogar meine Werktagkleider und auch der Mutter geschaut. Wir hatten einen grossen Garten, da hat es tapfer mitgeholfen. Dann brach der Krieg aus. Wir kauften ja dann dieses Haus und hatten noch mehr Garten, 12 Aren Land gehören zu diesem Haus. Wir pflanzten noch Mäggis, also Mohn, ein wenig Weizen, damit wir etwas mehr Brot essen konnten, wir waren rechte Brotesser. Auch hatten wir alle Sorten von Beeren im Garten.

Also Arbeit - und trotzdem gab es Leute, die sagten, so schön möchte ich es auch einmal haben, was tut auch das Anny, keine Kinder und der Mann kommt nicht einmal heim zum Mittagessen. Das war nicht gerecht und darum, weil sie solche Sachen zu hören bekam, hat sie sich dann am 1. Mai 1954 entschlossen aushilfsweise in der Papierwaren Fabrik in Neuhausen wieder zu arbeiten. Aus dem „aushilfsweise“ gab es dann ein ständiges Arbeitsverhältnis bis zum Januar 1966. Zwischen der Fabrikzeit Tuchfabrik und der Papierwarenfabrik in Neuhausen, war also meine Frau 16 Jahre zu Hause.

Ich muss sagen, wir konnten das Geld schon brauchen, ich bin ihr dafür dankbar. Ja, wie es ist, so ein Haushalt kostet dann auch mehr Geld, man geht etwas mehr in die Metzgerei und für die Freizeit geht auch etwas ab. Es ist also nicht alles gratis und dann kommt noch der Steuervogt, zählt die zwei Einkommen zusammen, ja wir haben also eine nette Summe an Steuern bezahlt. Seit Januar 1966 ist sie nun zu Hause, weil ich seit selbiger Zeit und schon länger krank bin. Ich habe jetzt nicht nur eine gute Hausfrau, sondern auch eine liebevolle, besorgte Pflegerin. Also das will und muss ich auch noch sagen. Ich danke meiner Frau für alles.

Hauskauf, Finanzierung, Nebenbeschäftigung, Lohn 1937, 1940

Und was auch noch war, 1942 habe ich das Gärtli - eben dieses Haus - gekauft. Als ich es kaufte, musste ich den bestehenden Schuldbrief, der damals bereits sehr hoch war, um 5000 Franken erhöhen. Meine Mutter streckte mir 2000 Franken in Form einer Obligation vor, die ich ihr wieder zurückgeben musste. Ich hatte schlussendlich noch zwei Kassabüchlein, auf dem einen waren noch 60 Rp, auf dem andern 1,20 Fr.

Ja, ich vergass, dass wir 1935 heirateten, wir hatten dann unseren eigenen Hausstand und wir wollten vorwärts kommen. Das Haus war in einem renovationsbedürftigen Zustand, ich schaute, was ich an diesem Haus verbessern konnte. So musste ich abends am Haus arbeiten.

Im Gärtli war vor unserem Kauf die Beerensammelstelle der Konservenfabrik Rorschach. Ich machte ein Bewerbungsschreiben, ob ich das nicht weiterführen könnte und erhielt den Auftrag auch wirklich. Wir verdienten recht dabei, natürlich mit zusätzlicher Arbeit. Daneben handelte ich zusätzlich selber mit Beeren, Zwetschgen, Pflaumen, Bohnen, Erdbeeren, sogar mit Bienenrindungen.

Dazu habe ich von einem Cousin aus Zürich die ersten japanischen Feldstecher, die eingeführt wurden, in Schaffhausen vertrieben. Wollte einer ein teures Zeiss oder Kern Fabrikat kaufen, sagte ich ihm, ich bringe dir morgen meinen Feldstecher. Das macht doch keinen Sinn, dass du 400 Franken dafür gibst, von mir erhältst du ihn für 100 Franken. Bei diesem Preis verdiente ich so 5, manchmal 7 Franken. Das sprach sich in der Firma herum. Ich musste nicht weibeln, die Leute kamen an meine Anreissplatte und fragten mich, ob ich ihnen nicht so einen Feldstecher besorgen könnte. Der war eben wirklich billig. Ich sagte den Leuten nur noch, schreibt mir die Adresse selbst auf, ich habe dazu keine Zeit. Es gab Tage, da hatte ich 20 Bestellungen. So habe ich über 300 Feldstecher verkauft.

Dazu noch japanische Tassen, in denen man Reiskörner einlegte, sie wurden darin durchsichtig. Ich habe noch eine davon im Buffet. Solches Zeugs habe ich vertrieben, so dass es Geld gab, um die Schulden zu amortisieren.

Ich führte Buch über alles, was ich am Haus machte, was es kostete. Bei meiner Arbeit habe ich bloss die Auslagen aufgeschrieben, nicht aber den Aufwand an Stunden. Ich überlege heute, wie teuer mich dieses Haus zu stehen kam. Klar es präsentiert diesen Wert, aber eben nur dank der Aufwertung. Es ist noch immer ein altes Haus, fertig ist es auch nicht und heute baut man auch anders. Aber ich habe meinem Leben so gut als möglich einen Zweck gegeben und dies ist meine Freude, dass ich darauf zurück schauen kann.

Jetzt noch zum Abschluss, was verdiente ich? Welchen Zahltag brachte ich anno 1935 heim, als ich geheiratet habe? Das waren ja eben die Krisenjahre, wir haben gekürzt, nicht voll gearbeitet. So verkürzt, dass man doch nicht stempeln konnte. Manchmal bin ich mit 70 Fr netto heimgekommen. Anny arbeitete damals auch noch und hat zum guten Glück ganz nett verdient. Ja, wir haben uns durchgeschlagen. Zwischendurch habe ich noch anderes gemacht, für Nachbarn zum Beispiel und habe so noch ein paar Batzen verdient. Anno 1937 hatte ich einen Bruttoverdienst, also ohne jegliche Abzüge, von 3129 Fr 80 Rp und 1940 von 3722 Fr. Aber eben, ohne die Abzüge.

Wenn ich in den Militärdienst musste, dann habe ich 1940 und 41 als Lohnausfallentschädigung 3.05 Fr pro Tag erhalten. Von dem sollte meine Frau zu Hause leben? Da war es wieder gut, dass man etwas gespart hatte, wie hätte man das sonst machen wollen? Das ist sicher auch noch aufschlussreich, jetzt aber Schluss.

Wie wir damals das Haus zum Gärtli gekauft und die Beerensammelstelle übernommen haben, eben davon möchte ich noch etwas erzählen. Dass da natürlich viel laufen musste, bis wir 20'000 bis 25'000 Franken jährlich für Beerengeld auszahlen konnten, das ist sicher zu verstehen. Besonders wenn man weiss, dass man in Beringen hauptsächlich Johannisbeeren pflanzte, die keinen hohen Preis hatten. Wir hatten natürlich auch Brombeeren und Himbeeren, aber eben der grösste Prozentsatz waren die Johannisbeeren.

Ich habe über die Quanten und Beerenpreise Statistik geführt, ich habe die Listen noch. Sogar noch Etiketten sind bei mir, die wir jeweils an die Kübel nageln mussten, mit meinem Namen aufgedruckt, „Absender, Bollinger, zum Gärtli“.

Man konnte die Beeren natürlich nicht einfach entgegen nehmen und in die Kübel werfen, diese musste man zuerst einmal bestellen und hier haben.

Wenn die Kübel hier ankamen waren sie katzgrau und wenn sie noch an der prallen Sonne draussen gestanden sind, das war nur dünnes Holz, dann waren sie natürlich verlächet und undicht.

Dann stellten wir sie in den Keller hinunter, füllten sie mit Wasser und die Hauptsache war, eben, wenn sie dicht waren, dann mussten wir das Wasser leeren, sie fegen und bürsten, bis dass der Schimmel aus dem Kübel war. Das Putzen machte - hauptsächlich am Anfang der Saison - meine Frau, wo wir erst so 20 Kübel pro Tag brauchten.

Wenn es dann strenger wurde, nahm ich meine Ferien und half auch mit, Kübel putzen, hinauftragen, abtropfen lassen, den Deckel anpassen, wägen und das Taragewicht darauf schreiben. Das hat einen während der Haupterntezeit fast den ganzen Tag in Anspruch genommen.

Ja, es gab Zeiten, da brauchte man täglich bis zu 100 Kübel. Dazu kam, wir hatten noch Kartonschachteln in denen 24 ein Kilogramm Büchsen drin waren. Da hinein hat man die schönsten Früchte gepflückt. Es durfte aber kein Läubchen, nichts als die Früchte drin sein. Für die hat man natürlich mehr bezahlt, das gab die Gefrierbeeren, die man auch heute in den Läden in Packungen kaufen kann.

Abends mussten wir dann dieses Zeugs auf einen grossen Pneuwagen verladen. Teilweise, wenn es Hochsaison war, waren das bis zu drei Tonnen Beeren, das heisst netto, die mussten um 22 Uhr auf dem Bahnhof, auf den letzten Zug der Badischen Bahn eingeladen werden. Es war extra ein Wagen angehängt, der direkt nach Rohrschach geführt wurde.

So wurden die Beeren die Nacht hindurch spedit und sind am Morgen in Rorschach angekommen, zur Herstellung von Konfitüre und was es sonst noch daraus gegeben hat.

Und ja, der Wagen ist uns das Dorf hinab praktisch nachgelaufen mit diesem Gewicht. Aber leer haben wir ihn manchmal zu dritt vom Bahnhof bergwärts gestossen, es war kein kleiner Wagen. Wir mussten ihn wieder dahin bringen, wo wir ihn ausgeliehen hatten. Anschliessend musste ich die Rapporte machen, die am andern Morgen weg mussten. Dazwischen machten wir Stichproben, ob es stimmt was wir geschrieben hatten. So wurde es manchmal halb 12 bis Mitternacht.

Über unsere Beerensammelstelle machte ich einmal eine Fotoreportage, es ist in einem Album festgehalten, vom Kübel putzen bis zum vollen Wagen, wir stehen dahinter, ich glaube, man sieht es uns gut an, dass wir müde waren.

Militär, Kriegsfeuerwehr, HD (Hilfsdienst), Kurse

In der Rekrutenschule wurde ich zum Kanonier ausgebildet, diese Ausbildung machte ich in der Kaserne Frauenfeld. Eingeteilt war ich in der Feldbatterie 49, das war bei Gott eine stolze Abteilung.

Jetzt noch eine Anekdote aus meiner Militärzeit. Obwohl ich nicht einer von denen bin, die, wenn man zusammenkommt, über nichts anders sprechen, als über den Militärdienst, ja das ekelt mich manchmal an. Also das war im Jahr 1928. Ich machte die Rekrutenschule, bestehend aus drei Feldbatterien, in Frauenfeld.

Da hiess es gegen das Ende der Schule, jetzt kommt die grosse Inspektion, der Oberstdivisionär Heinrich Roost kommt um diese Schule zu inspizieren. Wir standen schön in U-Form im Kasernenhof, mitten drin die hohen Offiziere, es war eine kurze Pause nach der Abnahme gewisser Sachen.

Plötzlich ruft es: „Kanonier Bollinger, vortreten und melden.“ Das war wegen dem Adjutant Unteroffizier Bechtel, welcher die erste Batterie und zugleich das Musikspiel leitete. Das war ein Verwandter von mir, sein Bruder hat eine Schwester meiner Mutter geheiratet. Er kannte mich sogleich als ich kam.

Als der Oberstdivisionär Roost fragte, er war auch ein Beringer, zudem waren der Bechtel und er gleich alt: „Habt ihr keine Beringer in dieser Schule?“ „Ja“ antwortete der Bechtel: „es hat einen da, ich sag dir aber nicht wer, den kennst du von selbst, wenn du ihn nur anschaust“.

Und eben darum, ist der Befehl gekommen „Kanonier Bollinger, vortreten und melden.“ Ich machte fast in die Hose, als ich im Laufschrift nach vorne lief, ich stolperte beinahe über meine eigenen Schuhe. Ich nahm eine Achtungsstellung an, möglicherweise eine zweifelhafte, und meldete mich laut: „Kanonier Bollinger und so und anderst“. Da kam ein Lächeln in sein Gesicht, er befahl „Ruhn“ und sagte: „Da muss man nicht studieren, das ist doch der Sohn vom Kübler im Klösterli.“ Das bestätigte darauf der Bechtel: „Wirklich, da hast du recht“. Der Roost fragte mich: „Was macht dein Vater? Wie geht es zu Hause? Wer ist der Gemeindepräsident?“ Und so fragte er mich noch Verschiedenes. Nach dem kurzen Gespräch hielt er mir die Hand hin, verabschiedete sich und sagte: „Sag dann einen Gruss zu Hause“. Ich habe eine Achtungsstellung hingebolt, eine zünftige, habe mich abgemeldet und rannte mit hohlem Kreuz in meine Batteriestellung zurück. Nachher kam der Batteriekommandant zu mir und fragte: „Was war das? Kennen

sie den Oberstdivisionär?“ Und ich bin nicht auf die Nase gefallen und sagte: „Wie soll ich den nicht kennen? Meine Mutter ist auch eine Roost und er ist etwas verwandt mit uns“.

Da hatte ich natürlich einen Stein im Brett da oben, ich musste nicht mehr allen Scheiss machen. Ich machte dann die Telefonzentrale und wenn einigen die Schuhnägel raus gefallen sind, dann hat es geheissen der Bollinger wird dafür abkommandiert um die Nägel nachzuschlagen. Ich bekam sogar jemanden dafür, der musste mir die Schuhe holen, ich musste nicht einmal vom Schemel aufstehen. Ich hatte so immer schöne Posten.

Anschliessend hatte ich grosse Mühe. die glaubten doch aus diesem Torenbus sollte ein Offizier oder etwas Ähnliches geben, item, sie haben mich ausgehoben in die Unteroffiziersschule. Das hat lange gedauert, bis ich das denen ausgeschwatzt hatte. Ich muss sagen, wenn ich nicht den Instruktor Bechtel gehabt hätte, der sah, dass ich kein Militärkopf bin und keine Freude habe an diesem Gelump, er hat mir geholfen, ich musste dies nicht machen.

Ich kam dann später gesundheitshalber von dieser Batterie los.

Dass ich mich dann während dem zweiten Weltkrieg nicht gedrückt habe – etwas Nützlich gemacht habe – mögen folgende Angaben bestätigen.

Als der Krieg ausbrach, wurde ich nachgemustert und kam dann zum bewaffneten HD. Ja, das war eine Elitetruppe, mit den verschiedenen Uniformen, die wir alle hatten. Da hat man mich, weil ich so ein cheibe Krüppel war, wieder dispensiert und als Hilfsdienst untauglich erklärt. Wer noch in den alten Tagen ein Aufgebot erhielt für einen Gebirgssanitätskurs in Trimis, das war dann der Eugen. Später, als ich von diesem Dienst zurückkam, schickte man mir vom Kreiskommando ein Schreiben, ich sei zum Gruppenführer ernannt worden.

Mit 20 war ich Chef der Spritzenabteilung der Feuerwehr und wurde dann aus gesundheitlichen Gründen entlassen. Anno 1939 ist der Krieg ausgebrochen, da wurde eine Kriegsfeuerwehr gebildet, man holte mich wieder als Chef. Ich war bei der Kriegsfeuerwehr und man hat mich auch wieder in der Dorffeuerwehr eingesetzt. Dazu war ich in einem grossen Dorfteil Kreischef vom Luftschutz. Ich musste die Hauswarte instruieren, musste die Estrichentrümpelungen kontrollieren, habe Brandbomben vorgeführt und habe auch dort geschaut mein Bestes zu machen. Dazu war ich Vizekommandant der Sammelstelle zur Requirierung der Traktoren und Lastwagen. Diese mussten im Notfall auf dem schnellsten Weg nach Schaffhausen gebracht werden, damit sie über den Rhein gekommen wären. Dazu war ich noch Hilfsdienstsoldat beim bewaffneten HD, mit vielen Diensttagen, sofern ich nicht gesundheitlich dispensiert worden war.

Dazu war ich ehrenhalber während des ganzen Krieges Vormund einer ganzen Familie mit zwei Kindern. Das gab auch recht viel Arbeit, aber es hat wenigstens seine Früchte getragen. Also kein Drückeberger und Versager. Schluss damit, diese Aufzeichnung ist gemacht worden am 11. Januar 1967.

Lausbubenstücke

Und jetzt noch Lausbubenstückchen aus meiner Schulzeit während der Zeit des ersten Weltkrieges oder unmittelbar danach. Aber ich hoffe, dass ihr mich dann nicht als einen Kriminellen anschaut.

Zu dieser Zeit hatte man Mangel an altem Eisen. Mein Vater hatte so alte Fassreifen hinter dem Haus. Ich wusste natürlich nicht, dass er diese Fassreifen wieder braucht, wenn er ein neues Fass macht um die Fassdauben provisorisch zusammenzuziehen. Teilweise hat er dann wieder neue gemacht. Ja, zum Teil waren diese schon recht verrostet gewesen. Da nahm ich einmal die ärgsten Rosthaufen, drückte sie zusammen und verkaufte sie dem Alteisenhändler und erhielt dafür auch ein paar Batzen. Damals erhielt ein Schulbub doch kein Taschengeld. Dieser Alteisenhändler wohnte im Oberdorf ungefähr vis à vis der Gipsmühle. Tatsächlich waren das zwei Familien, die das damals betrieben, eine Familie Simmler und eine Familie Heusser.

Jetzt das zweite Stück. Mein Freund, er wurde erst mein Freund als er alle Weltmeere bereist hatte. Wir hatten 15 Jahre Briefwechsel, ich habe Briefe aus China, Japan, Südamerika und so. Er war ein Schulkamerad von mir, er war allerdings ein Jahr älter als ich. Er war aufgeweckt,

man kann schon sagen, er war ein Lauscheib. Der dachte, wenn es zu Hause im Hühnerhof mal so 4 bis 5 Eier drinnen hat, da könnte man doch eines oder zwei stibizen und er brachte diese zu Schüepps hinauf. Damit es nicht so auffiel, musste ich manchmal für ihn zwei Eier so verkaufen, sonst hätte es geheissen wo hat er die Eier her. Er gab mir dann auch Geld dafür.

Später hat ihm dies zu wenig Geld eingetragen und er ist auf die Idee gekommen, beim Bahnhof hat es einen Schuppen mit der Draisine des Bahnmeisters. Hinten im Schuppen stand so ein 1 Meter langes Stück Eisenbahnschiene. Das erzählte er der halben Klasse und fragte: „Was meint ihr? Das könnte man doch da unten stibizen und verkaufen? Das steht schon seit Jahr und Tag da drinnen.“ Item, wir holten dieses Schienenstück, verkauften es Herrn Simmler, der gab uns prompt 5 Fr. Damals bezahlte man viel für Alteisen. Nachher passten wir ab, als der Simmler fort ging. Wir stibizten das Schienenstück wieder, einige mussten aufpassen und haben es Frau Simmler wieder verkauft. Wir stibizten es wieder verkauften es nochmals dem Heussler, dem Compagnon. Der Clou der ganzen Geschichte ist, wir holten das Stück wieder und stellten es wieder in den Schuppen beim Bahnhof. Also das war ein starkes Stück, aber in Gottes Namen.

In dieser Zeit hat man mit Briefmarken gehandelt. Wir haben in der Schule auch „briefmarkelet“ und getauscht. Für einen Franken konnte man gebrauchte Briefmarken kaufen, es hatte allerdings mehr Lumpenzeugs darunter, auch defekte.

Es kam die Inflation, da gab es auch Briefmarken, weiss der Kuckuck mit was für einem Wert. Sagen wir 100 Mark, dann stieg die Inflation weiter, da kamen die Deutschen nicht mehr nach mit dem Drucken von Marken, man machte einfach einen Überdruck. So hat man aus einer 100 Mark Briefmarke eine gemacht von 100'000 Mark oder so. weil solche nicht auf Lager waren. Es gab auch solche Briefmarken, ich mag mich noch gut erinnern, mit der Deutschen Germania mit Krone darauf und darüber den Aufdruck „Freistaat Danzig“.

Dann haben wir am Bahnhag unten, da gab es eine schöne Nische drin, ein Tischchen hinein gestellt. Wir hatten Buchstaben aus Gummi mit einer Schiene und konnten so alles zusammensetzen, zum Beispiel seinen Name konnte man schreiben. Wir machten Aufdrucke auf solche Briefmarken und drehten diese, natürlich um ein paar Batzen, den Schulkameraden an. Am Tag darauf kam es natürlich meistens aus, dass dies ein Schwindel war. Wir lachten sie aus und hatten gewöhnlich das Geld auch schon nicht mehr. Eben solch Sachen machten wir.

Arbeitskollegen, Freundschaften

Jetzt wollen wir zurückschauen, ich glaube es war vor ungefähr 12 Jahren. Da wurde wieder ein Neuling eingestellt. Mein Meister kam mit ihm zu mir und sagte: „Das ist der Bollinger Eugen von Beringen und das ist der Jean Wilhelm von Wutöschingen.“ Und ich, wie ich es so machte: „Ja schon wieder so ein cheibe Schwab“. Ich merkte wie er zusammenfuhr, er war ein etwas ängstlicher Bursche und ich sagte: „Das musst du nicht so tragisch nehmen, ich meine das nicht so, ich bin eben einer der gerade ausspricht was er denkt. Ich bin der Eugen, wie ist dein Vorname?“ Er sagte: „Wilhelm“ und ich entgegnete: „Was kann auch anderes kommen von da draussen als Wilhelm oder Wilhelmine“. Das war unsere Begrüssung.

Dann ging der Meister, nachdem er uns alle vorgestellt hatte, zu dem Radolfzeller, das war der Gatter Ernst, er fuhr täglich von Radolfzell mit dem Motorrad hierher. Er war ein flotter Kerl, der auch mal einen Spass vertrug, ich musste immer etwas fozeln, aber er hat mich verstanden.

Der Meister sagte zu ihm, nimm deinen Landsmann, zeig ihm die Fabrik, die Hauptsache ist, dass ihr das Mittagessen nicht verpasst. Das machten dann diese beiden. Auf diesem Rundgang sagte der Gatter Ernst zum Neuen, das was der Eugen jeweils sagt, darfst du ja nicht auf die hohe Schulter nehmen, der macht nur das Kalb. Wenn du ihn kennst, wie der handelt, er hilft dir lieber, als dass er dir den Boden abschlägt.

Zurück zum Gatter Ernst. Er war intelligent, gelernter Modellschlosser, und nahm am Abend REWA Kurse, also Kalkulationskurse und hoffte bei uns ins Büro zu kommen. Klar, warteten die auch nicht, bis da so einer kommt. Er hat sich oben gemeldet und dann hiess es, wenn dann mal etwas frei wird, werden wir an sie denken. Ja, die Zeit kam wirklich, er konnte dann also

beginnen im Aufgabebüro. Das war so, wenn Werkstücke neu aufgegeben wurden, dann hat das Aufgabebüro die Vorarbeiten erledigt, so dass neben dem Operationsplan, das Material und das Werkzeug bereitstanden.

Item wir verabschiedeten uns, er nahm seinen Büroposten ein. Mich hat wieder mal der Teufel gestupft. Ich studierte dauernd, Herrgott, wie kann ich dem eine Schnippe spielen, da muss doch etwas zu machen sein. Ich habe dem Vorarbeiter, den Schaffner Ernst gerufen: „Ernst du bist doch Junggeselle, du hast doch zu Hause Krawatten, du willst doch aufschneiden, hast du einige übrig?“ „Ja, ich habe schon welche, für was brauchst du sie?“ „Bring doch einfach ein paar.“ Wirklich, am andern Tag hat er 7 Stück gebracht, ich habe gefunden, so 7 Stück sind doch zu viel für den Ernst.

Ich legte mal zwei Krawatten für mich auf die Seite, die restlichen fünf packte ich fein säuberlich in eine Kartonschachtel und habe sie per interner Post in das Aufgabenbüro geschickt. Als Absender habe ich auf das Paket „Schweizerspende“ geschrieben. Er erhielt das Päckchen, aber er tat nichts dergleichen an diesem Tag.

Gleichzeitig habe ich seiner Frau nach Radolfzell einen Brief geschrieben, er war ungefähr so formuliert: Sehr geehrte Frau Aufgabebeamtin, ich erlaube mir diese Anrede indem mir bewusst ist, dass in Deutschland auch die Ehefrau den Titel ihres Mannes übernimmt. Ich glaube, dass sie das auch machen und gratuliere Ihnen zuerst einmal zu dieser Beförderung. Gleichzeitig ist mir bekannt, dass man, wenn man befördert wird, standesgemäss gekleidet sein muss. Da habe ich in den Restbeständen der Schweizerspende Rückschau gehalten, habe aber für diese Postur, die sich in der Schweiz so vollgefressen hat, keinen Anzug oder ähnliches gefunden. Einzig ein paar Krawatten, die habe ich wegen Zollschwierigkeiten direkt ihrem Mann intern überreichen lassen.

Natürlich, als ihr Mann nach Hause kam, hat die Frau nur so geschaut, als sie das Päckchen sah. Ja, man hat es mir aufs Büro geschickt. Ja, hat dieses A.. noch etwa hier hinauf telefoniert? Nein, lies da nur mal diesen Brief. Wie er ihn gelesen hat, sagte er, das ist mehr wert als so ein Zeugnis von +GF+. Siehst du, er schreibt ja noch am Schluss, er danke für unsere schöne Kameradschaft. Und dass, weil er nun ins Büro versetzt wurde, unsere Freundschaft keinen Abbruch erleiden werde.

Er hat den Brief mitgenommen und sich damit gebrüstet, wie eben der Eugen da wieder etwas inszenierte. Jedenfalls musste unser Betriebsleiter etwas davon mitbekommen haben. Ein paar Tage später kam er an meinem Arbeitsplatz vorbei, ist stehen geblieben, hat seine Krawatte zu recht gerückt und dabei gesagt: „Habe ich eine rechte Krawatte?“ Lachte und sagte: „Ist dann gut, Bollinger“, und ging weiter. So hatte ich eben immer solche cheibe Stücke im Kopf.

Ich habe natürlich noch weitere Freundschaften im Reich draussen. Eine datiert sogar von 1926. Da war der Franz Wipf, Schmiedegeselle im Nachbarhaus daheim. Er ist von Altenburg und diese Freundschaft besteht noch heute. Ich war an seiner Hochzeit draussen in Pfullendorf. Später war ich sogar auch bei seiner Tochter an der Hochzeit in Grafenhausen. Ich kenne die ganzen Familienverhältnisse und wenn man so hört was diese alles während des Krieges so mitgemacht haben, ist man wieder zufrieden.

Manchmal wusste ich hier zu Hause nicht mehr was zu tun ist, soll ich zuerst diese Arbeit machen, soll ich zuerst die andere Arbeit machen? Da sagte ich zum Anny, du ich gehe wieder einmal nach Weissweil bei Erzingen, weisst du zum Franz Wipf, er hat auch das Füddle voll Arbeit – er hat eine Schmitte, er hat einen Bauernhof alles zusammen, nur ist nie etwas fertig, kein Feierabend: Wenn ich so einen Tag erlebt habe, wusste ich wieder, was zuerst zu tun ist und war wieder zufrieden mit all dem was bei mir war.

Auch eine andere Freundschaft habe ich noch, die Familie Albert Philip von Wutöschingen. Diese haben mir wirklich viel getan, vor und während meiner Krankheit. Ich durfte mit ihnen im Auto Schwarzwaldfahrten machen und vieles mehr. Ich möchte es nicht unterlassen ihnen zu danken für all die schönen Stunden, die ich erlebte. Sogar für diese Weihnachten habe ich den Baum aus Grafenhausen erhalten, und dass sie natürlich auch noch Schwarzwälder Speck mitbrachten, obwohl ich ihn nicht mehr essen kann, freut mich jedes Mal. Sie vergessen mich nicht, das ist etwas Schönes.

Beinamen und Originale aus Beringen, Tausendjahrfeier

Jetzt noch etwas von früher. Zu meiner Jugendzeit war Beringen ein rechtes Bauerndorf. Es hatte noch wenig Fremde, da sind noch mehr oder weniger unsere alten Beringer Geschlechter vertreten gewesen, zum Beispiel Bolli, Bollinger, Hauser, Hug, Keller, Lang, Rohrbasser, Roost, Simmler, Schlatter, Schneider, Schwyn, Tanner, Wolf und Zoller.

Das waren so unsere Geschlechter. So wie mir bekannt ist, gibt es heute noch über 200 Bollinger, und dass man diese voneinander kannte, gab man ihnen noch einen zusätzlichen Namen. Einige hat man nach dem Beruf des Vaters benannt, man sagte ihm Schmied Schang Heiri, Kübler Heinrich, Egg Wagner, der Präsi Paul, de Gablemacher, de Hagehalter, de Gips Müller, der Kiesmacher und so weiter. Oder dann wieder hiessen sie nach Musikanten, da sagte man zum Beispiel, geh zum Tambouren Heiri hoch, oder zur Gigeli Gret, oder zu Paukers, dann auch richtige Übernahmen, die zum Beispiel auch heute noch figurieren, de Stucks Jakob, de Vögtli, de Stude Buebli, de Pümpeli Schang, Schmälzlis, de Putzi Wagner, de Gutteri Schmid, s'Buslis, de Augli, s'Schnägglis, de Chatze Schuster, de Gitzli Ernst und so weiter.

Wenn ich jeweils aus der Wirtschaft spät nach Hause kam, dann sagte meine Mutter, gell da waren wieder der Grenzjäger Fritz, der Xander aus dem Baumgarten, der Egg Wagner, der Gwagge Pattli und Konsorten, ja da war es wieder gemütlich, da konntest du nicht früh nach Hause kommen.

Da fällt mir gerade etwas ein von der Tausendjahrfeier von Beringen, eine lustige Geschichte.

Das waren wir eben – s'Buslis, und andere sassen beieinander, wir hatten einen gemütlichen Tisch beieinander. Auch die Vogelmarie war dabei und - das muss ich eben noch vorausschicken – auch die Strassen und Höfe hatten ihre Namen. Eben, da hiess zum Beispiel der Prinzenhof, der Paradieserhof, der Kehlhof, der Kellerhof und so weiter und eben auch der Vogelhof.

An der Tausendjahrfeier, da sassen wir zusammen: der Daviten Ernst, von Guggel's Tochter auch die Familie Bechtel von Bülach waren hier, auch Cousins und Cousinen, also wir hatten einen gemütlichen Tisch beieinander.

Und eben auch die Vogelmarie. Sie war ein rechter Spassvogel. Sie hiess eigentlich Becker, Ihr Mann hat in Trüllikon ein grosses Installationsgeschäft. Als sie hörte dass die Tausendjahrfeier um zwei Tage verlängert werde, sagte sie zu ihrem Mann, du bist ja kein Beringer, geh nach Hause mit dem Auto, ich bleibe hier, ich übernachtete bei meinem Bruder, dieses Fest will ich mitmachen.

Wo dann abends um 11 Uhr der Delegierte von +GF+ an diesem Fest – das war der Direktor Seiler mit seiner Frau - an unserem Tisch vorbei gehen wollte, hat sie eben einen Witz erzählt, da ist er stehen geblieben und hat den Witz auch angehört.

Als sie fertig war, hat sie diesem Herrn gesagt: „Ja was steht ihr auch da, so blöd in den Weg hinein mit ihrer Frau, da drüben hat es doch noch zwei leere Stühle, hockt doch auch zu uns hin. Ihr erhält auch ein Glas Wein, aber wir trinken keinen Beringer, so viel Beringer wie die hier verkaufen gibt es gar nicht, das ist gepanschtes Zeug, wir trinken Eisenhalder oder ist der ihnen nicht recht?“

Er hatte natürlich keine Ahnung wer das sein könnte, er hat nur so mit dem Finger an die Hand gelangt, er hat mich auch erkannt und noch andere auch, eben wir sollen ihn nicht verraten. Und dann hat diese Frau, wie sie es eben gehabt hat in ihrem Dialekt, sie wolle sich vorstellen, ja sie sei die Vogelmarie, ja, sie heisse eigentlich Frau Becker und wenn sie nach Beringen komme, sei sie eben nur s'Vogelmarie und das sei für sie auch gut genug, sie sei eben aufgewachsen im Vogelhof und das war überhaupt die Menagerie von Beringen, der Vogelhof. Im vordersten Haus, da wohnte ein Wolf – der hiess so – und dann kam die Familie Bär und dann kamen s'Schnegge und dann s'Buslis und im hintersten Haus, das noch angebaut war, waren sie im ersten Stock zu Hause. Ihnen sagte man nur s'Vogel Johann's und jetzt sei es eben s'Vogelmarie geblieben.

Und hinten war ein währschaftes, frei stehendes Haus, da wohnte der Johler Konrad oder der Konrad Roost, Jagdaufseher, das war ein vornehmer Herr. Da kehrte jeweils der Auckenthaler

und der Intelligenz Meier ein, die haben manchmal grosse Jagdfeste veranstaltet. Da konnte man bei dieser Menagerie sagen, da hat auch der Jäger gewohnt.

Und eben, als sie sich so vorgestellt hat, sie sei das und das, eben s'Vogelmarie, dann hat der Herr Direktor Seiler gesagt, er müsse sich auch vorstellen, also das sei seine Frau und er sei der Seiler von Schaffhausen. Dann sagte das Vogelmarie spontan, ja da in Beringen unten, da sagt man so einem Strick. Dann ging das Gelächter los. Und als wir so zusammen sassen, es war also stark über 2 Uhr, auch der Direktor Seiler hat seinen A... nicht gehoben, bis wir auch aufgestanden sind und sagte dann nachher noch zu mir: „So gelacht wie diese Nacht habe ich schon lange nicht mehr, ich werde das nicht vergessen.“

Und ich fragte ihn dann, ob das auch wahr sei, dass am Anschlagbrett bei +GF+ angeschlagen sei, dass eben die Beringer am Montag nicht anfangen müssen, in Anbetracht von dieser Tausendjahrfeier, dass also die Beringer erst am Dienstag kommen müssen. Da sagte er, von dem wisse er nichts, aber er habe so das Gefühl, ich werde mir schon zu helfen wissen. Ich hab es dann auch so gemacht. Ich bin dann wirklich erst am Dienstag gegangen und man hat mich nicht gehängt deswegen.

Da gab es noch einen kleinen Mann, der hiess de Gwagge Pattli. Der war also schon zu meiner Jugendzeit ein altes Männchen, ich glaub 10 Kinder hatten sie zu Hause und er schaute etwas zu gerne tief ins Glas. Früher hatte es auf diesen Tischen eben bloss eine rechte Mehlsuppe gegeben und einige gesottene Kartoffeln und Salz dazu. Es war viel Elend dazumal, aber die Leute klagten nicht, sie nahmen es hin, wie es war.

Manchmal, wenn er auch gar zu wüst tat, hat man ihn für eine Nacht auf die Schullaube hinaufgetan, ja dann war es wieder besser. Er war von Beruf Maurer. Da wollte sich einmal ein jüngerer Maurer selbständig machen, er hiess der Schütze Xander und brachte es dann wirklich weit zu einem ansehnlichen Baugeschäft. Obwohl er sagte, er müsse bei jedem Bau drauflegen, konnte er noch manche Jahre privatisieren.

Item, als er seine Geschäftsanzeige in der Zeitung veröffentlichte, eben Alexander Roost empfiehlt sich für Hoch- und Tiefbauten so und anderst, hat der Gwaage Pattli dies auch gelesen. Er sagte sich, ah, dieser cheibe Totsch, was glaubt denn der eigentlich und gab auch ein Inserat auf: Beat Bollinger, Kleinbaumeister empfiehlt sich für Öfen austreichen und solche Sachen.

Wenn ihm dies dann wieder verleidet war, nahm er einen Emballage Sack auf den Rücken – früher gab es in den Gemeinden an der Kirchweih auch Märkte - da ging er hin, hat jeweils bei einem Baumeister zwei Böcklein und ein Brett ausgeliehen und legte ein Papier darüber. Er hat aus dem Sack Orangen herausgenommen, sie in Reih und Glied aufgereiht und wie ein Mordio geschrien, also er verkaufe die Orangen meterweise, der Meter kostet so und so viel, 30 cm kosten so und so viel, man fährt viel besser auf diese Weise. Das waren eben solche Stücke, die dieser auch leistete.

Ich mag mich auch noch erinnern, es war in Hallau ein Turnfest. Er hatte fünf Söhne, diese waren alle im Turnverein auch so kleine Kerle, aber figulant wie nur etwas. Er wollte natürlich auch dieses Turnfest schauen, was seine Trabanten da leisteten, ja es waren gute Turner. Vor den Gesamtübungen gab es einen Umzug, da ist der Gwagge Pattli an der Strasse gestanden und vor ihm alles grosse Leute. Er hätte also von diesem Umzug keinen Dreck gesehen.

Da musste er nicht lange studieren was zu machen sei. Er ging an einem Garten vorbei, riss da eine grosse gelbe Blume ab, steckte diese ins Knopfloch und da die Wirte auf den Hofplätzen auch Stühle und Bänke aufgestellt und draussen gewirtet haben, hat er von einem Tisch das weisse Papier abgerollt, wieder zusammengerollt, diese Rolle unter den Arm genommen und stinkwichtig hinter den Leuten gerufen: „Achtung, Platz dem Aktionskomitee, Achtung, Platz dem Aktionskomitee“. Die Leute sind so sukzessive auf die Seite gegangen, als sie diese Papierrolle unter dem Arm von diesem Mann und dieser Blume sahen, die wie eine Rosette aussah. Sie sind zur Seite gegangen und als er vorne war, jetzt hab ich was ich wollte, ihr seht über mich hin und auch ich seh den Umzug. Solche cheibe Stücke hat der Gwaggen Pattli gemacht.

Da ist auch noch etwas, das ich auch noch glatt vom Gwagge Pattli finde. Als er seine Geschäftsempfehlung in der Zeitung veröffentlichte, kam er zu meinem Vater und sagte: „du Heiri, du musst mir einen Pflasterkübel machen.“

Dazumal hatte man noch die hölzernen ovalen Pflasterkübel mit breiten Oeridauben. Da hatte es ein Schlitz, in dem man die Hand hineinstecken konnte um den Kübel überhaupt zu tragen. Dabei sagte er: „Du musst mir an den Pflasterkübel eine breite Oeridaube machen, dass ich vier B, du musst sie mir eingrafieren, so ungefähr 8cm gross und dann schwarz ausmalen. Weisst du, was das heisst? Beat Bollinger, Baumeister, Beringen.“

Mein Vater tat ihm diesen Gefallen, ich sehe noch, wie er so vor sich hin gelacht hat und das Ding so von der Seite angeschaut hat. Der Gwagge Pattli hatte die grösste Freude daran. Er hat auch manchmal aufgeschnitten mit seinem Pflasterkübel. Das, meinte ich, gehört auch noch dazu.

Der nachfolgende Brief ist von unserem Gemeindegutsverwalter 1945 wirklich geschrieben und abgeschickt worden.

In der Gemeinde hat niemand etwas davon gewusst. Lehrer Rahm, der mir diesen Brief ausgehändigt hat, hat ihn irgendwo gefunden und in sein Privatarchiv aufgenommen, weil er etwas originell ist.

Das Geld, das er verlangt, das ist dann wirklich gekommen, aber dem letzten Briefabschnitt, dem ist nicht Folge geleistet worden.

Jetzt etwas über diesen Mann, der diesen Brief geschrieben hat. Nicht, dass ihr etwa glaubt, was die Gemeinde für Torenbuben für so ein Amt anstellt, nein das war ein geschulter Mann, ein studierter Architekt. Er arbeitet schon vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland in einer grossen Baufirma. Diese erhielt von Russland einen grossen Auftrag, sie verlangten zusätzlich einen leitenden Bauingenieur. Da gab die Firma dem Schopf Jakob, wie er bei uns heisst, den Ingenieurtitel.

Er hat den Bau ausgeführt, es gefiel ihm gut in Russland, er ist dort geblieben und im Diplomatischen Korps aufgerückt. Als Diplomatischer Kurier reiste er viel während des ersten Weltkrieges zwischen Petersburg und Bern. Als dann die Russische Revolution ausbrach musste er abfahren. Die Schweiz kam ihm nicht so hochwohllöblich mit einer Entschädigung entgegen, er musste natürlich all sein Zeugs zurücklassen. Es hat ihn nicht lange in der Heimat gehalten, er ist wieder ausgewandert nach Riga, der Hauptstadt von Lettland. Er eröffnete dort eine Kreidfabrik, wie mir bekannt ist, hat er so 15 bis 20 Mann beschäftigt. Er hat sich auch wieder Diplomatisch betätigt.

Dass die Deutschen, als sie dieses Land besetzten, auf ihn ein besonderes Auge hatten, ist ja klar. Er hatte ein paar gute Freunde, sie hatten untereinander abgemacht, wenn du mal ein Telefon mit einem bestimmten Satz erhältst, wenn du diesen Satz hörst, dann heisst das nichts anderes als abzufahren.

Das weiss ich von ihm selbst, er hat mir das selbst erzählt. Ja, ich erhielt dann wirklich so ein cheibe Telefon, und dann, was wollte ich machen, ich schloss das Fabriklein, hängte den Schlüssel an den Türpfosten, sagte ade, tschau und bin verduftet.

Da kam er wieder nach Beringen und erhielt hier den Posten als Gemeindegutsverwalter, weil man zeitgleich einen gebraucht hat. Jetzt also der Brief, er ist so geschrieben, ich halte ihn selbst in den Händen.

A d'Aktiessellschaft Fischer
im Mülital
dz Schaffhuuse

Beringe, de 21. Auguscht 1945

Wärti Häre,

de Forschtverwalter hät Eu zwaatusig und hundertsibezg Wälle zuetaalt, sie choschtet 846 Franke und drisg Rappe. I söll Eu d'Nummere säge, daner d'Wälle chöned go hole; aber da isch sone chätzers Sach. Ihr wüssed jo, woni voreme guete halbe Johr abglumpet haa cho be, hani Eu um Arbet gfroget als Gussputzer, i ha versproche, i wärd gwüss nüt kaput schlage. Aber Ihr hend mir ka Gussstückli welle avertraue. Grissni Chaufüt wien Ihr sind – suscht hettid

Ihr ka so grossi Fabrik – wüsseder guet: Wer nid traut, dem isch au nid z'traue. Und drum isches nötig, da Ihr mir zerscht s'Gält ufs Poschtschägg yzahled, denn will i Eu gärn d'Nummer säge. Falls Ihr mich würdit bschysse – i trau is zwor nid zue – i müessti d'Wälle selber zahle und fascht drei Monet fürgäbe schaffe; natürli wurdi lang vorher vor Hunger druf go. Do hetti mi scho lieber vo der Tschecka oder vo der Geschtappo verschüsse lo, als dihaam verhungere.

Au töred Ihr nid vergässe, dani Gält umeder nötig ha. I mo de Preesi und d'Böck, de Gmaandrot und d'Häge, d'Schuelmeischer und d'Eber zale, und als alte Junggsell au no d'Hebann. Und weme ne Wildsuu verschüssst, moni au Gält derfür ge, natürli bos für di vierbaanige. Es hät zwor au zwaabaanigi Wildsäue, und d'Jeger cheibed ene meh no, wie de vierbaanige, aber wenn sis verwütsched, schüssed sie miteme Gwehr, wos nid Toti, eher Lebigi gyt. Mengsmol waas i nid, wieni söll s'Gält zeme chratze. Derzue beni Eu im Mülitäl recht kumlich. Es schaffed jo vil Beringer be Eu, und d'Schwyzler chöned doch nüt so guet wie läschtere und schimpfe. Als Gmaandsguetverwalter gibi dene Sibechätzere sovill wie möglich d'Gläheheit, wäge mir z'schreie, z'briesche, z'wiichse, z'schimpfe. Und je me si mich verläschtered, descho weniger tonzis über Eu, und do dergege hend Ihr gwüss nüt yzwende.

Be dem Aaloss wili au no grad säge, wenn Ihr bem Jahresabschluss nid wüssed, wien Ihr de Gwinn vorem Schtüürvogt sölid verbärge, so chöneder a par hunderttuusig Franke fürs Beringer Schuelhuus abtaale. Mir mönd für die vile Färli und Mörli en neue Schtall ha, und d'Beringer laufed doch au sid e par Gschlächter is Mülitäl go chrampfe, und wenn Ihr d'Arbeiter wend haa, so chuntid Ihr au emol öpis für d'Ufzucht to.

Nüt für uguet und schicked Gält.

Gmaandschulde- und Guetsverwalter, Roost

Am 14. Januar 1967. Wenn ich so an die alten Handwerker zurückdenke, an den Schlosser Konrad, an den Gabelmacher, an den Schreiner, an den Schmied, an den Egg-Wagner, an den Bächtold-Wagner, der noch unter dem Boden verlumpfte, an den Maler Christen. Ich glaube auch der Vater von Theodor Bolli wurde nicht direkt reich, mit seinem Geschäft. Auch die Wirte nicht, die Schuhmacher und die Brotbäcker, so eben auch mein Vater.

Vom Coiffeur gar nicht zu reden. Es gab, als ich noch ein Knabe war, keinen Coiffeur in Beringen. Am Sonntagmorgen sind die Bauern jeweils zum Grossvater, eben zum Gfrater, das war eine militärische Bezeichnung, gekommen.

Die Bauern haben sich in der Stube bei meinem Grossvater getroffen, es war ganz gemütlich der Unterhaltung zuzuhören. Der Grossvater rasierte sie und schnitt ihnen die Haare, das gab ihm sein Taschengeld.

Ich ging gerne zum Grossvater zum Haareschneiden. Aber das ging lange, erst als ich in die erste Realklasse kam, hat er aufgehört mit dem Millimeterschnitt.

Mein Grossvater erzählte gerne, er erzählte wie er als junger Soldat direkt ab der Rekrutenschule anno 1870 in den Jura musste, als die Bourbaki Armee mit Ross und Geschützen und allem zusammen in die Schweiz kam und sich entwaffnen liess. Er erzählte vom Elend, wie diese Soldaten daher kamen, nur noch Lumpen um die Füsse gewickelt und die Rösser begannen vor Hunger sich die Schwänze abzufressen, also das musste ja schon verrückt gewesen sein.

Er hat mir in seinen letzten Tagen noch seinen Sanitätssäbel feierlich überreicht und vorhin habe ich aus Zürich noch sein Käppi erhalten. Das habe ich aufgehängt im Estrich oben, wo ich verschiedenes altes Zeug von meinen Vorfahren aufbewahre, zum Beispiel die Fruchtsäcke mit den schönen Aufschriften von meinen Eltern, von meinen Grosseltern von Vaters und Mutters Seite her. Ich habe auch noch sämtliche Gewehre und Säbel oben, eben von meinem Urgrossvater bis hin zu meinem Karabiner.

Knabengesellschaft

Und jetzt noch eine alte Tradition. In Beringen besteht heute noch eine sogenannte Knabengesellschaft. Wie viele Jahrhunderte diese alt ist, ist mir nicht bekannt, das wäre aus den Büchern nachzuweisen, die noch erhalten sind.

Im Vorstand war ich nicht, darum kenne ich die Statuten nicht so genau. Sinnlich kann ich erwähnen, was der Zweck dieser Gesellschaft ist. Wie das bei mir der Fall war – ich wurde 1924 konfirmiert, das war gewöhnlich so eine Volljährigkeitserklärung – da durfte man öffentlich rauchen und so, und konnte dann eben auch in die Knabengesellschaft eintreten. Dies sollte eine Dorfverbundenheit geben. Man ist nur einmal im Jahr zusammengekommen. Dies war am Chilbi-Samstagabend, da war jeweils die Generalversammlung. Die war gewöhnlich so um 1 Uhr fertig, Verlängerung gab es bis 2 Uhr und dann fingen jeweils Lumpereien an. Vorher hat der Vorstand den Paragraphen verlesen, dass von da an für Schäden und was sonst so angestellt wurde, die Knabengesellschaft nicht mehr haftbar gemacht werden kann.

Ja also der Sinn dieser Knabengesellschaft, da hat man zum Beispiel – Beträge zahlte man keine – aber es war so: wenn zum Beispiel im Dorf am Anschlagbrett, am amtlichen, eine Heirat angeschlagen war und da hat ein auswärtiger Bursche ein Beringer Mädchen heiraten wollen, dann hat man eben, das war die Funktion des Vorstandes, da hat man nachgeschaut, da will wieder so ein auswärtiger Bursche ein Beringer Mädchen holen, der soll etwas bezahlen dafür, und dann hat er prompt ein Brieflein erhalten. Ja so sei es, er hat uns wieder so eine Dorfschönheit weggeschnappt und das sei eben so üblich, dass man der Knabengesellschaft ein Tribut leistet. Er soll uns etwas schicken, er könne ja so viel schicken, wie er denke sei sie ihm wert, diese Braut. Ja, und dann hat es sich ergeben, es gab solche, die haben uns 20 Fr geschickt, dazumal, es gab auch solche bis zu 100 Fr.

Und nicht, dass ihr jetzt glaubt, das Geld wurde versoffen, nein das kam in eine Kasse, die Knabengesellschaft hatte ein ganz ansehnliches Vermögen. Von dieser Kasse hat man dann das Jahr durch Behinderten eine Freude gemacht. Wir haben so zum Beispiel einen Blinden gehabt, der erhielt alle Wochen sein Pack Stumpen von der Knabengesellschaft und dann hatten wir – dem sagte man nur – der Zaanennottli, ja er ist eben so davon „gnottlet“ und machte Zeinen, man hat ihm geholfen den Lebensunterhalt zu fristen und von Zeit zu Zeit ein Geschenk gebracht oder die lahme Ida, die erhielt immer wieder eine Schokolade.

Wenn ein lediges Fräulein gestorben ist, auch wenn sie 60 war, so war es Pflicht der Knabengesellschaft, dass man schwarz gekleidet mit weissen Handschuhen angezogen dieses Fräulein auf den Friedhof trug, mit dabei waren mindestens 8 Burschen. So war es als ich aufgenommen wurde.

So war es eben auch gerade am Anfang nachdem ich aufgenommen wurde – dies ging immer feierlich her und zu – das war wohl im zweiten Jahr, als ich dabei war. Da kam einer auf die Idee, man könnte ja einmal alle Abtrittdeckel sammeln, welche im Dorf aufzutreiben sind. Dazumal waren die meisten Abtritte draussen im Schopf – Beringen war noch ein Bauerndorf. Da hatte man Zutritt zu den Abtritten und sammelte so all die Deckel und legte sie schön wie eine Kompanie in Reih und Glied auf den Gemeindehausplatz. Das war ein Mordsbild! Als dann am Sonntagmorgen die Bauern die Milch in die Zentrale brachten – da sahen sie natürlich die Bescherung. Aber die Leute – nein – diese wurden nicht wütend. Die haben die Gelegenheit wahrgenommen und einer sagte zum andern: „Du geh nach Hause und schau, ob du deinen Abtrittdeckel noch hast, die Saucheiben, die Nachtbuben, die haben diese alle hier hingeschleppt. Musst ihn eben suchen gehen da unten.“ Und wirklich, die Leute kamen und suchten.

Ich ging am Sonntag so um 11 Uhr hin und hockte auch noch in das Gemeindehaus. Damals hatte es noch Kleiderhaken an der Täferwand, es gab noch keine so modernen Garderoben wie heute. Als ich hineinkam hingen an jedem dieser Haken einer oder zwei solcher Abtrittdeckel, das war ein Bild, das hätte man filmen sollen. An einem Tisch, da sassen Bauern und andere Leute, und einer hat den andern geföpelt und gefotzelt und gesagt: „Das ist doch nicht dein Abtrittdeckel, der ist doch viel zu klein für deinen A...“ „Ja das ist doch nicht wahr, und überhaupt“... und zuletzt ist der Wolf Kasper aufgestanden, hat seinen Deckel abgehängt, hat dran gerochen und hat noch dergleichen getan, wie wenn er ihn ablecken würde. Er sagte: „dem Geschmack nach ist das wohl meiner“ und hängte ihn wieder auf. Erst nach 12 Uhr sind die Män-

ner heimgezottelt mit ihren Abtrittdeckeln in der Hand. Sie haben sie nicht einmal in Papier eingepackt – da machte man sich nichts daraus. Man lachte einfach dazu und das war doch sicher eine schöne Sache.

Und gerade, zum Beispiel wenn einer ein guter junger Kerl war, der Ehre einlegte, wo man Achtung hatte vor ihm, wenn er Hochzeit hatte, so gingen seine Kameraden her und nahmen die alten Böller hervor und haben am Hochzeitstag geschossen wie die Saucheiben mit diesen Böllern, das wird auch heute noch so gemacht und so ist das einfach schön und ich hoffe, dass diese alte Tradition weiterleben wird.

Noch auf dem Sterbebett vom Staat geplagt

Es ist der 29. Januar 1967, ich liege todkrank im Bett. Und doch plagt mich noch etwas, das ich noch – wenn irgendwie möglich – in Ordnung bringen möchte. Ich habe im Sinn den Flur- und Strassenreferent der Gemeinde zu mir einzuladen, weil da schon länger ein Gerücht herumgeht, wegen der neuen Strassenführung, Damals waren noch die Tramschienen drin, man beabsichtigt die Kanalisation neu zu verlegen und die Strasse richtig zu machen.

Über diese Strassenkorrektur geht so ein Gerücht herum, beim Haumesser müsse die Treppe ins Haus verlegt, beim Posthalterschreiner die Scheune abgebrochen werden um die Passage zu verbreitern. Die Grenze werde dort bis an die Hausecke hin verlegt, so dass er keinen Hausplatz mehr hätte. Ich hörte, dass auch ich an der Südostecke 1½ Meter gegen das Haus hin, auslaufend gegen die Gartenmauer der Kapelle, abzutreten habe.

Und da hab ich einfach, das hat mich so geärgert, dass man das wieder so hinten durch hören musste. Ich hab das erlebt beim Schützehüsweg, man hat zu wenig gesprochen mit den Anstössern und jetzt frisch musste ich sehen, dass beim neuen Coop Laden unten ein Trottoir plötzlich in der Wiesenmitte aufhört und zum Bolli im Frühling sagen will, sie könnten gerade weitermachen und so deinen Hausplatz wegnehmen.

Ich bin einfach der Ansicht, dass man bei solchen Sachen vorher zusammensitzen muss, dann gibt es sicher eine gute Lösung, denn nicht alle Leute sind stur. Ich bin mir bewusst, wenn man etwas macht, muss ich von meinem Hausplatz etwas abtreten.

Ich bin dann so wild geworden, als ich das hörte, eben das Geflüster und habe dem Strassenreferent telefoniert. Er sagte, das liegt noch in weiter Ferne, das ist noch nicht so definitiv. Aber nachher bekommt man dann ein Büchlein zugestellt, in dem alles so drin ist, die Häuser ganz leicht punktiert, dass es nicht auffällt, wie nahe die Strasse hinkommt.

Ich habe einen Plan hervorgezogen, das Gärtchen eingezeichnet - das Haus heisst ja zum Gärtli. Wir berücksichtigten damals, dass das Gärtchen nicht zu nahe an die Strasse kam, so dass ein Auto auf unserem Grund und Boden abgestellt werden kann.

Von der Chrischona Gemeinde hörte ich vorhin, dass sie in nächster Zeit das Haus renovieren und dabei die hohe Gartenmauer vorne abbauen wollen. Er sieht die Strasse nicht, wenn er aus seiner Garage fährt, er hat keinen Blick auf die Strasse. Jemand muss bereitstehen und ihm Zeichen geben. Das möchte er jetzt korrigieren.

Ich sagte ihm ich sei gewillt da mitzuhelfen, ich wäre nicht abgeneigt, am Westen meines Hauses gegen die Kapelle hin etwas abzutreten. Dann könnte man dort machen, dass er nach hinten und vorne Sicht hat und wir hätten erst noch eine bessere Übersicht. Unser Gärtchen könnten wir etwas kleiner machen, es sähe gar nicht so dumm aus.

Darum möchte ich, dass der Strassenreferent zu mir kommt und wir das miteinander besprechen können. Ich glaube selbst, wenn man das allenthalben so macht und auch alle andern Anstösser einmal an diese Korrektur hingehen, sie zu einer orientierenden Versammlung einlädt, dann kommen sicher ganz nutzbringende Vorschläge von dem und von diesem an den Tag. Wenn man da den Mittelweg sucht, kann man da etwas ganz rechtes und gescheites zu Stande bringen, und zwar ohne, dass es die Gemeinde einen Haufen Geld kostet.